

Indien

Auf Zukunft programmiert

Der neue Mittelstand



Der Traum vom schnellen sozialen Aufstieg lockt jährlich mehrere Hunderttausende junger Inder an die Computerarbeitsplätze großer Software-Firmen. Für viele ist der IT-Sektor die einzige Perspektive.

Praveen Mitthal arbeitet seit einem halben Jahr für IBM. In seiner Zwei-Zimmer Appartment gibt es kein Bett, nur ein paar Matten, drei Sitzkissen und einen Kleiderschrank. In der Küche stehen Spüle und Herd. Die winzige Wohnung in Bangalore teilt er sich mit drei Freunden, die ebenfalls für den amerikanischen Software-Konzern arbeiten. Wenn irgendwo in der Welt das Internet auf dem Bildschirm erscheint, hatte Praveen wahrscheinlich seine Finger im Spiel. Seine Aufgabe ist die programmiertechnische Überwachung und Instandhaltung des sogenannten Backbones des Internets. Das sind die Knotenpunkte, Router und die sich durch die Meere ziehenden Glasfaserkabel, die uns mit der digitalen Welt verbinden. Aufgewachsen auf dem Land und oft ohne Strom bei Kerzenschein über seinen Hausaufgaben sitzend, hätte er sich nicht träumen lassen, irgendwann hier zu arbeiten.

Er gehört zu den Tausenden junger Männer, die Jahr für Jahr nach Bangalore pilgern, um Arbeit im IT-Bereich zu finden. Die Stadt gilt seit dem Ende der Neunziger Jahre als das Silicon Valley Asiens. Damals boomte der Sektor der Informa-

Abb. 1

tionstechnologie und die Pioniere der IT-Branche haben daran gut verdient. Aus einfachen Verhältnissen kommend, legten sie einen sozialen Aufstieg hin, für den der Amerikanische Traum in „Indischer Traum“ umbenannt werden müsste. Einer dieser Pioniere ist Mahendra, Abteilungsleiter bei einer großen Software-Firma. Er arbeitet nun schon seit fünfzehn Jahren in diesem Bereich und anders als Praveen programmiert er längst nicht mehr selber. Vielmehr dirigiert er ein kleines Heer an IT-Experten, die über die ganze Welt zerstreut sind.

„1997 habe ich angefangen, für einen internationalen Konzern zu arbeiten. Seitdem schaue ich nie zurück, ich gehe immer geradeaus, es gibt keinen Bruch in meinem Lebenslauf,“ sagt Mahendra, bevor er wieder zum klingelnden Telefon greift. Vor ihm blinken in immer kürzeren Intervallen seine zwei Smartphones, als würden sie sich vernachlässigt fühlen. Er ist einer der wenigen Einwohner Bangalores, die auch hier aufgewachsen sind. Die Stadt ist inzwischen eine Metropole, ein großer Teil der Bevölkerung ist zugezogen. „Früher war das Leben hier sehr entspannt. Alles spielte sich draußen ab und alle kannten sich – die Straßen waren mein zu Hause. In den Neunzigern hätten wir uns nie vorstellen können, was einmal aus der Stadt werden würde. Heute wohne ich in einem großen Apartmentkomplex und weiß nicht mal, wie mein Nachbar heißt“, sagt er fast wehmütig. Dennoch scheint er die rasante Entwicklung mit großer Neugier und Faszination verfolgt zu haben und ist stolz auf das Erreichte: „Wenn ich jetzt morgens aufstehe, schaue ich ertsmal auf meinen Blackberry.“ Mahendra schaltet ein Smartphone aus, steckt das andere ein und geht zur Mittagspause in die Kantine auf dem Dach des Firmengebäudes.

Heute bestehen mitunter ganze Stadtteile aus den gläsernen Bürokomplexen der großen Softwarefirmen, sogenannte Tech-Parks, und der Sektor der Informationstechnologie verzeichnet nach wie vor ein stetiges Wachstum. Während viele junge Software-Ingenieure wie Praveen und andere Hochqualifizierte den verlockenden Jobangeboten folgen, zieht es auch ärmere Menschen mit niedriger Bildung aus den ländlichen Gebieten Indiens hierher, um als Haushälterin, Fahrer oder Teeverkäufer etwas vom Aufschwung abzubekommen.

Das schlägt sich im Stadtbild nieder. Während sich die Bevölkerung Bangalores in den letzten zehn Jahren verdoppelt hat, kommt der Ausbau der Infrastruktur und neuer Wohnungen nur schleppend hinterher. Die Folgen sind neben chaotischem Verkehr und kilometerlangen Staus ein eklatanter Wohnungsmangel und steigende Mieten. Die sozialen Unterschiede treten immer deutlicher zutage. „Die großen Firmen investieren hier zwar punktuell in Gebäude und Arbeitskraft, aber sie tun nichts für die Infrastruktur. Ich verbringe viel Zeit in Staus, das ist sehr unproduktiv“, seufzt Mahendra.

So prägen scharfe Kontraste die Stadt: Vor modernen Einkaufszentren verkaufen in kleine Holzwagen gezwängte Straßenhändler Kekse und Zigaretten, neben zwölfstöckigen Apartmenthäusern stehen aus Blech und blauen Plastikplanen improvisierte Arbeiterhütten, knatternde Auto-Rikschas bahnen sich zusammen mit europäischen Luxuskarossen den Weg durch die stickigen Straßen Bangalores. Vor einem halben Jahr wurde hier die erste U-Bahn-Linie fertiggestellt – hell, modern, sauber, europäisch. Eine einfache Fahrt durch das Zentrum der Stadt



Abb. 2

kostet umgerechnet zweiundzwanzig Cent. Weil sich die meisten aber nicht mal das leisten können, bleibt sie leer, und diejenigen, die es sich leisten könnten, fahren aus reiner Neugier oder als Familienausflug.

Privilegierte Räume

Abseits dieser täglich aufeinanderprallenden Kontraste existieren in Bangalore aber auch kleine Enklaven der Ruhe. Separierte Rückzugsorte einer neuen indischen Mittelschicht und des Technologie-Sektors. Gated Communities, Tech-Parks und private Apartment-Komplexe sind die privilegierten Räume, in denen man gerne vergisst, sich mitten in der Stadt zu befinden. Sie sind teilweise so groß und weitläufig, dass man sich fragt, wie in dieser eng bebauten Stadt überhaupt Platz zum Bauen gefunden werden konnte.

Nach der Unabhängigkeit Indiens siedelte der Staat in Bangalore Flugzeug- und Militärindustrie an. Später hinterließen diese Industrien großflächige Areale, die zur Erbauung von Industrie- und Technologie-Parks genutzt werden sollten. Eine für multinationale Firmen attraktive Wirtschaftspolitik des indischen Staates deklarierte viele dieser Felder zu Sonderwirtschaftszonen. In den Achtziger Jahren kam schließlich mit Texas Instruments die erste amerikanische Firma nach Bangalore. Viele weitere sollten folgen. Da die Firmen viel Geld in die Sonderwirtschaftszonen investierten, durften sie in ihnen schalten und walten, wie sie wollten, sogar Einfluss auf Straßenbau und Infrastruktur nehmen.

Electronic City ist der größte und älteste Technologie-Park Bangalores. Hier arbeitet Mahendra. Bei einer Fahrt durch die Straßen lesen sich die riesigen Firmenschilder an den vorbeiziehenden Gebäuden wie ein Who-Is-Who der globalen Technologie- und Informationswirtschaft: Hewlett Packard, Siemens, Infosys oder General Electric haben hier ihre Niederlassungen. In den Baumkronen zwischern die Vögel, knatternde Auto-Rickschas fahren hier selten. Dafür kommt einem ab und zu ein Anzugträger zügigen Schrittes entgegen. In Jeeps patrouilliert der bewaffnete Sicherheitsdienst und an einigen Ecken befinden sich amerikanische Cafés. Aber auch typisch indische Kioske und Teeverkäufer säumen Electronic City wie kleine Farbtupfer. Gut besucht, scheinen hier viele der über hunderttausend Arbeiter besonders gerne ihre Mittagspausen zu verbringen. Auch an eigene Schulen und Kindertagesstätten wurde gedacht.

Mahendras Arbeitsplatz befindet sich im sechzehnten Stock eines gläsernen Hochhauses. Im Flur vor seinem Büro gibt es eine Küche, diverse Kaffee- und Snackautomaten, über zwei große Flachbildfernseher laufen Nachrichten und Börsenkurse. Auf der Terrasse am Ende des Flurs wartet ein Minigolfplatz für die Entspannung zwischendurch. Der Platz und die leeren Gänge des Bürogebäudes wirken allerdings so verwaist, als gäbe es hier für nichts Zeit, außer für Arbeit.

Es ist ein merkwürdiges Bild. Draußen, in Bangalore, tobt der Verkehr. Slums durchziehen die Peripherien der einzelnen Stadtbezirke wie kleine Rinnsale. Die Benutzung der meisten Bürgersteige wäre nach europäischen Maßstäben als lebensgefährlich einzustufen, die riesigen Bodenplatten sind meist lose, manchmal



Abb. 4



Abb.3



Abb. 5

fehlen sie ganz. Dann schaut man unter sich in die Kanalisation. In Electronic City jedoch herrscht Ordnung, Sauberkeit, Sicherheit.

Hier und in anderen Technologie Parks finden die multinationalen Firmen ideale Arbeitsbedingungen. Durch die abgeschottete Lage, neutrale Architektur und anonyme Atmosphäre könnte man sie genauso gut in den USA vermuten. Globalisierung eben. Ein Angestellter einer IT-Firma sagt, dass sich die Arbeiter an diesen Orten so verhalten und kommunizieren, wie es auch Menschen in Nordamerika oder Europa täten. Kämen sie allerdings nach Hause, in ihr eigenes Umfeld, streiften sie die Mäntel westlicher Kultur ab und würden wieder sie selbst, mit all ihren typisch indischen Traditionen und Gewohnheiten.

Kulturelle Differenzen sind hier räumlich manifestiert. Die westlich geprägte Arbeitsmentalität des IT-Sektors steht im Kontrast zum seit der Unabhängigkeit eher sozialistisch geprägten Indien und einer traditionellen Alltagsmentalität. Ersteres scheint die Gesellschaft mehr und mehr zu beeinflussen. „Der Nachwuchs ist heute viel zielstrebig“, stellt Mahendra fest. „Sie wollen schon in jüngeren Jahren viel mehr erreichen. Es ist ein globaler Wettbewerb und du willst ständig produktiver sein, besser sein, als der andere.“

Besser zu sein, als die anderen scheint auch notwendig. Denn einen Arbeitsplatz zu finden wird immer schwerer. Im Jahr 2012 werden voraussichtlich fast eine Million junge Inder, hauptsächlich Männer, ihren Ingenieurabschluss an einer der vielen Universitäten und Colleges Indiens machen. Im Jahr 2001 waren es im Vergleich dazu nur ein Zehntel. So wird auch der Druck auf die älteren Generationen nicht geringer. Der junge und motivierte Nachwuchs drängt nach vorne, arbeitet mehr für weniger Geld. Und so, wie sich Indiens IT-Wirtschaft im Wachstum befindet und den Status Indiens als Schwellenland mit in die Höhe zieht, halten die Firmen jetzt schon Ausschau nach neuen Wachstumsmärkten, beispielsweise in Afrika.

Auch Mahendra sieht mit steigendem Wachstum nicht unbedingt eine Verbesserung der sozialen Situation verknüpft. Die Scheidungsraten würden steigen, weil sich die Ehemänner zu verbissen auf Arbeit und zu wenig auf die Familie konzentrieren. Und auch am Arbeitsplatz selbst sei der steigende Druck zu spüren, viele würden härter arbeiten, als sie müssten. Und um die Karriereleiter möglichst schnell nach oben zu klettern, nehme die Ellenbogenmentalität zu: „Die Menschen sind weniger sensibel. Es ist, als ob sie sagen: Ist mir egal. Dann trete ich eben auf die anderen und gehe selber geradeaus.“

Passepartout einer neuen Generation

Inzwischen arbeiten immer weniger Software-Ingenieure in Satelliten-Bezirken und Tech-Parks wie Electronic City. Entlang des sogenannten IT-Korridors, der Strecke zwischen Electronic City im Südosten und dem International Tech Park im Osten Bangalores, sprießen mehr und mehr kleinere Technologie-Firmen und -Gebäude aus dem Boden. Hier findet der IT-Nachwuchs einen Arbeitsplatz. So auch Praveen.



Abb. 6

„Als ich jung war, hatte ich nur vage Vorstellungen von meiner Zukunft. Das Einzige, was ich wusste, war, dass man Ingenieur werden muss: ‚Dann verdient man das Geld. Damit macht man die Familie glücklich‘, das wurde uns in der Schule so beigebracht“, erzählt Praveen. Der einstige Enthusiasmus ist der Ernüchterung gewichen – der Erkenntnis, sich für den Erfolg persönlich einengen zu müssen.

Das Karrieremodell Softwareentwickler ist zum hoffnungsvollen Passepartout einer ganzen Generation geworden, und so entfaltet das Wachstum des Technologie-Sektors Auswirkungen in die Gesellschaft bis tief hinein in die Zukunftsperspektiven der Jugend. Auf der Strecke bleiben die eigenen Wünsche, denn um die mit der westlichen Arbeitskultur neu erfahrene Perspektive individueller Lebensgestaltung tatsächlich zu nutzen, ist es fast schon zu spät.

Praveens eigentliche Interessen gehen über den Horizont einer Karriere als Softwareentwickler hinaus. In seiner Wohnung dient eine Nische in der Wand als Bücherregal. Zwischen Softwarekompendien und Programmierratgebern zwängen sich hier Marx, Foucault und andere Theoretiker und Philosophen.

„Ich bekomme dauernd gesagt, IBM sei ein echter Global Player. Aber auch wenn die Firma und ihre Mitarbeiter global sind und arbeiten, gehen die Profite nur in ein paar Hände. Es ist ja die Regel, dass sie die niedrigen Löhne in den Entwicklungsländern interessant finden. Uns hilft das aber nicht.“ sagt Praveen. Er sitzt auf der Außentreppe vor seiner Wohnung und blickt in die Ferne auf ein paar Hochhäuser und Großbaustellen. Hinter dem Haus rauschen die Autos auf dem Highway Richtung Stadtzentrum. „Ich finde, ein guter Bürger sollte auch Verantwortung für sein Land übernehmen. Wir sollten zum Beispiel mehr eigene Firmen gründen und die Ideen und das Geld hier in Indien behalten. Ich würde später gerne an einer der Technologie Universitäten hier lehren und das dem Nachwuchs beibringen, oder in die Politik gehen.“

Doch er ist nun schon fünfundzwanzig und die Möglichkeit noch einmal einen anderen Weg einzuschlagen scheint gering: „Ich mache mir Sorgen, dass es nicht noch mal funktioniert mit einer weiteren Ausbildung. Außerdem merke ich, dass weil ich nun mein eigenes Geld verdiene, manchmal beginne zu denken, warum noch mal studieren? Ich lebe jetzt doch ein ganz gutes Leben.“

Seit dem Fall der Mauer und der Öffnung des Weltmarktes gen Osten haben Länder wie China und Indien in Rekordzeit das kapitalistische System adaptiert. Was Europa und Nordamerika in hundertundfünfzig Jahren mühsam entwickelten, eigneten sie sich in zwei Jahrzehnten an. So versuchten sie Schritt zu halten mit der globalen Entwicklung. Nun schicken sie sich an, den alten Westen zu überholen. In den indischen Tageszeitungen spielen europäische Banken- und Finanzkrise eher eine Nebenrolle. Größer scheint die Frage, ob nun Indien oder China bald die größte Wirtschaftsmacht sein wird. Das zeugt von einem erstarrenden Selbstbewusstsein im globalen Wettbewerb.

Auch Praveen ist von seinen Fähigkeiten überzeugt. Er weiß aber auch um die Schwierigkeiten innerhalb des starren Systems und ist deshalb demütig und dankbar überhaupt einen Job zu haben. „Ich erinnere mich noch gut an einen sehr engen Freund in meiner Schule“, sagt Praveen. „Er war ein brillanter Schüler und wir beide haben uns immer gegenseitig übertreffen wollen. Aber seine Familie



Abb. 7, 8

konnte ihm das Studium nicht finanzieren. Jetzt arbeitet er als Postbeamter in unserem kleinen Dorf und verdient umgerechnet hundert Euro im Monat.“

Das kleine Dorf in dem Praveen aufwuchs liegt im Süden Indiens und heißt Tirupathi. Es noch heute berühmt für seine Tempel. Sein Vater war Angestellter in einer Apotheke und Alkoholiker. Die Familie hatte wenig Geld, und wenn die Zeiten hart waren, reichte es ab und zu nicht mal mehr für ein Mittagessen. „Einmal im Jahr kauften wir neue Kleidung, und für die Schule bekam ich das billigste Notizbuch, das wir auftreiben konnten. Und immer wenn meine Prüfungen näher rückten, lagen Kerzen bereit, für den Fall, dass der Strom wieder abgestellt werden würde“, sagt Praveen. Seine Kindheit sei jedoch eine schöne und frohe gewesen, und trotz der finanziellen Schwierigkeiten ging es ihnen relativ gut. Fast alle seiner Mitschüler kamen aus weit ärmeren Familien. Von den hundertzweigtig Absolventen seines Abschlussjahrgangs gingen nur er und eine Mitschülerin in den IT-Bereich. Die meisten anderen arbeiten heute wie der alte Freund als untere Beamte, in Fabriken, sind Nachtwächter, oder haben ähnlich schlecht bezahlte Jobs. Sein Studium konnte er nur dank der Hilfe seiner Tante, später durch einen Bankkredit finanzieren. Beides wird er zurückzahlen müssen.

Um schließlich nach dem Studium den Schritt in die Arbeit zu fördern, veranstalten die großen IT-Firmen jährlich Prüfungstage an den Universitäten. Studenten werden zu Tests eingeladen, bei Erfolg finden weiterführende Gespräche statt. Dort winkt die Aushändigung eines Arbeitsvertrages. Viele werden gleich mit ihren Freundeskreisen engagiert. So wie Praveen und seine drei Mitbewohner.

Die Ausbildungsstätten sind eher ein Pool für Ressourcen, für kluge Köpfe. Was man für die Praxis wissen muss, lernt man dort nicht. Das ist auch nicht notwendig. Indiens Lehrsystem hinkt den praktischen Ansprüchen hinterher und im sich rasant entwickelnden Technologie-Sektor ist morgen ohnehin schon oft veraltet, was heute noch als Revolution gefeiert wird. „Im IT-Bereich zu arbeiten ist bestimmt nicht das Beste, was man machen kann. Aber es ist einfach, nach dem Studium dort anzufangen. Wenn du einmal in der Firma bist, lernst du dort alles – nicht im College“, sagt Praveen.

Einmal in die USA und wieder zurück

Fährt man von Praveens Wohnung im weitläufigen Norden Bangalores eine Stunde ins dichte Zentrum der Stadt hinein, findet man den privaten Apartmentkomplex St. Johns Woods. Hier erschließt sich die privilegierte Wohnwelt der indischen Mittelschicht: Pförtner und privater Sicherheitsdienst kontrollieren am Eingang zum Komplex Anwohner und Besucher, Gärtner kümmern sich um die Grünanlagen, Hausmädchen führen den Hund spazieren. An ihren freien Tagen liegen Familienväter auf Strandliegen am Pool, schauen ihren Kindern beim Baden zu und blättern in der Zeitung, während die Mütter beim Spaziergang tratschen. Hier wohnt Siddarth, ein enger Freund Mahendras, mit seiner Familie.

Siddarths Wohnzimmer könnte sich genauso gut im Haus einer amerikanischen Vorstadt befinden. Er und seine Familie lebten sieben Jahre in den USA. Beim

Umzug nach Indien hat die Familie ihre komplette Wohnungseinrichtung, die gut und gerne in zwei kleinere Lastwagen passt, von Boston nach Bangalore verfrachtet. Das Wohnzimmer dominieren ein riesiger Fernseher, schwere, schwarze Ledersessel und ein gläserner Esstisch. Verweise indischer Kultur schmücken zart als Wandteppich den Raum oder stehen in Form einer kleinen Elefantenstatue im Bücherregal.

Die meisten Mieter in St. Johns Woods haben mehrere Jahre in den USA verbracht. Während des IT-Booms in den Neunzigern wurden viele amerikanische Firmen auf die Fähigkeiten und den Eifer der neuen indischen Programmierergeneration, die sie ja teilweise selbst beschäftigten, aufmerksam. Gleichzeitig herrschte in den USA ein eklatanter Fachkräftemangel. So wurden viele abgeworben. Für die meisten war dies ein Sprung in nie gekannte Dimensionen, denn das Lohn-Niveau lag ein vielfaches über dem in Indien, der Lebensstandard ebenso. Nach dem Platzen der Dotcom-Blase im März 2000 mussten die IT-Firmen jedoch konsolidieren. Vielen Indern wurde es unbehaglich. Sie wussten nicht mehr, wie sicher ihr Arbeitsplatz und damit die Familien- und Karriereplanung war.

Bangalores IT-Industrie allerdings entwickelte sich nach wie vor stark. Außerdem boten die inzwischen entstandenen Apartmentkomplexe und Gated Communities einen Lebensstandard, an den sich viele in den USA gewöhnt hatten. Zurück zu immigrieren fiel also nicht schwer.

iPad im Kinderzimmer – „Früher lebten wir im Mittelalter.“

Siddarths Kinder sind beide in den USA geboren, besitzen die indische und die amerikanische Staatsbürgerschaft. Jedes der Kinder hat ein eigenes Zimmer, vollgestopft mit Spielzeug und anderen kindgerechten Annehmlichkeiten. Trotzdem bemüht die siebenjährige Tochter lieber das attraktivere iPad zur Unterhaltung. Mit flinken Fingerbewegungen kleidet sie ihre digitale Barbiepuppe ein und ist davon so gefangen, dass sie ihren Vater kaum grüßt, als er erschöpft von der Arbeit nach Hause kommt. Siddarth sieht diese Arten digitaler Freizeitbeschäftigung durchaus skeptisch: „Zu sehen, wie wir aufwuchsen, würde ihnen bestimmt mittelalterlich vorkommen. Aber es war einfacher und wir hatten Spaß an den kleinen Dingen im Leben. Ich glaube die Kinder heute können das nicht mehr“ sagt die er, und ermahnt seine Tochter sich jetzt den Hausaufgaben zu widmen. Widerwillig legt sie das Tablett zur Seite und geht in ihr Zimmer.

Ausbildung ist wichtig. Und eine gute Ausbildung ist teuer. Viele Eltern wenden dafür Unsummen auf, denn Privat-Schulen verschlingen hier teilweise monatlich das Jahreseinkommen eines einfachen Arbeiters. Die Kinder werden dafür in ihren Interessen gefördert, nehmen Tanzunterricht, lernen ein Instrument spielen. Später werden sie studieren und sehr wahrscheinlich einen gut bezahlten Job annehmen können. Perspektiven, von denen die meisten Inder nur träumen können.

Der Großteil der Bevölkerung in Bangalore lebt nach wie vor an der Armutsgrenze, und obwohl die Stadt wirtschaftlich in den letzten Jahren aufblühte, ging der Aufschwung an vielen vorbei. Da die Armen nun sehen würden, was für schöne T-Shirts die Reichen tragen, mit welchen Autos sie herumfahren und welche



Abb. 9



Abb. 9

Ausbildung sie ihren Kindern ermöglichen, steige die Kriminalitätsrate, glaubt Siddarth: „Bangalore galt früher als sehr sicher. Leider hat die Stadt dieses Image in den letzten Jahren verloren.“ Eifrig nickend fügt seine Frau hinzu „Ja, ich habe sogar Angst abends um sieben raus zu gehen.“

Trotzdem sitzt Siddarth nun sichtlich entspannt auf seinem schwarzen Ledersessel. In St. Johns Woods ist man noch sicher. Er öffnet ein eiskaltes Budweiser und fährt fort. „Wir hatten zwar ein wunderschönes Leben in den Staaten und alles, was wir brauchten, aber nachdem wir wieder zurückgekommen sind, dachte keiner von uns daran, einen Fehler gemacht zu haben. Denn wir haben nie vergessen, dass Indien unser Land ist, dass wir hierhin gehören.“ Eine Brise weht über den Balkon in das Wohnzimmer, und ein herzhafter Duft dringt aus der Küche. Das Hausmädchen bereitet das Abendessen vor.

Geht man durch die Straßen von Bangalore, macht es betroffen zu sehen, wie ein Mädchen ihre kleine Schwester auf dem Arm trägt und sich barfuß den Weg zwischen Plastikmüll und Glasscherben zur improvisierten Blechhüttenbehausung bahnt. Nur einen Steinwurf entfernt sitzt zur selben Zeit ein gleichaltriges Mädchen im zwölften Stock eines Hochhauses und chattet mit einer Freundin aus New York. Die Kinder der indischen Mittel- und Oberschicht blicken einer guten Zukunft entgegen. Anders als ihre Eltern werden sie die Wahl haben und in großem Maße selbst bestimmen können, welchen Weg sie einschlagen möchten. Es wird sich zeigen, ob sie in der Lage sein werden, die sich durch den neuen Aufschwung entstehenden Gräben der indischen Gesellschaft zu überwinden.

Wenn Praveen in zwei Jahren seinen Studienkredit zurück bezahlt haben wird, möchte er endlich anfangen, sich in der Politik oder als Lehrer zu engagieren. Auf Dauer wird sich Bangalore nicht auf das Outsourcing amerikanischer Firmen verlassen können. Neue Wachstumsmärkte drängen mit motivierten, jungen und vor allem billigeren Arbeitern in den Fokus der multinationalen Konzerne. Es wird notwendig sein, eigene Wirtschaftsstrukturen und neue Arbeitsfelder zu erschließen. Vor allem aber wird es notwendig sein, breitere Teile der indischen Gesellschaft mit auf diesen Weg zu nehmen. Das Potenzial dazu ist vorhanden und der ungeduldige Nachwuchs steht schon in den Startlöchern, um die neuen Herausforderungen anzunehmen.

Jannis Schulze



- Abb. 1: Mahendra
- Abb. 2: Minigolfplatz auf Terrasse von InfoSys
- Abb. 3: Blick auf Bangalore vom Eingang vor Electronic City
- Abb. 4: Electronic City, Konstruktionsfläche
- Abb. 5: Techpark
- Abb. 6: Praveen
- Abb. 7, 8: Gated Community
- Abb. 9: Apartmentwohnung: Tochter bekommt
Kopfmassage vom Hausmädchen
- Abb. 9: Siddarth & Ehefrau
- Abb. 10: Wohnzimmer